

Integration ist schwierig aber möglich

Bericht von Lynn Krämer Bericht über ihr Praktikum im Stella Maris – Integrationszentrum für Roma-Kinder in Rumänien



Seit acht Jahren kommen die Kinder der benachbarten Roma-Siedlung nach Stella Maris, um zu lernen, zu spielen, zu essen und einfach Kind zu sein. Das Zentrum in der rumänischen Stadt Carei ist eine Art Kindergarten und Hort: Täglich kommen bis zu 40 Kinder im Alter zwischen zwei und 16 Jahren in die Einrichtung, die Kleinen morgens, die Älteren nach der Schule. Hier bekommen sie warme Mahlzeiten, die von einer lokalen Kantine geliefert und vom Bürgermeister finanziert werden. Insgesamt arbeiten in Stella Maris drei Pädagoginnen, drei Freiwillige, eine Reinigungskraft und Lehel, die den Kindern täglich Programm bietet und in ständigem Kontakt mit deren Familien und Schulen steht.

Integration ist nicht gleich Einbinden in die Gesellschaft

Wie soll Integration funktionieren, wenn alle Kinder aus einer Siedlung stammen, die meisten sogar verwandt sind, und keine „Mischung“ mit anderen, gleichaltrigen stattfindet?



So einfach ist das gar nicht. Die Kinder kommen aus sehr armen Familien, wohnen in kleinen, selbstgebauten Hütten auf engem Raum, oft ohne Strom oder fließendes Wasser. Viele ihrer Eltern, meist selbst Analphabeten, schicken ihre Kinder nur ungern zur Schule und stören sich nicht daran, wenn ihre Kinder schmutzige Kleidung oder Läuse haben. Dazu kommt eine ständige Diskriminierung im Alltag: Mitschüler möchten nichts mit schmutzigen Kindern zu tun haben, Lehrer möchten oder können sich nicht die Zeit nehmen, die Kinder zu fördern, und alles, was Spaß macht, kostet Geld, sodass einige Roma betteln müssen wodurch die gesamte Bevölkerungsgruppe stigmatisiert wird. Welche/r Jugendliche hat da noch Lust, zur Schule zu gehen? Es ist ein Teufelskreis.

Die Mitarbeiter des Zentrums versuchen mit aller Kraft und großem Erfolg, diese Nachlässigkeit zu kompensieren: Integration bedeutet hier, den Kindern zu allererst einen respektvollen Umgang miteinander und gegenüber Erwachsenen beizubringen. Dazu kommen Hygiene und Ernährung sowie Nachhilfeunterricht und Überzeugungsarbeit von Schulschwänzern und deren Eltern, dass Bildung die einzige Chance für die Kinder ist.

Das Zentrum funktioniert wie eine Familie

Frau Babu und Herr Bela arbeiten täglich(!) freiwillig in der Küche und im Garten des Zentrums. Wenn sie den Kindern essen servieren, stellen diese sich brav in einer Reihe auf, helfen sich gegenseitig, räumen danach unaufgefordert ab und wischen den Tisch. So selbstständige Kindergartenkinder habe ich vorher noch nie erlebt. Kein Wunder, denn die Kinder kommen freiwillig und gern in das Zentrum, sie wissen zu schätzen, was sie hier

bekommen. Zum Zähneputzen muss man sie zwar auffordern, dafür wird dann aber auch ausgiebig und mit Freude geputzt.

Frau Babu verwaltet die zahlreichen Kleiderspenden (alle aus dem Ort), sie kennt jedes Kind der Siedlung und weiß genau, wem was passt und gefällt. Kommt ein Kind mit schmutziger Kleidung, wird diese getauscht und gewaschen. Sie schickt die Kinder bei Bedarf unter die Dusche oder schneidet liebevoll Haare und Fingernägel.

Eigentlich hört die Arbeit der Mitarbeiter hier nie auf. Sie kümmern sich zwar hauptsächlich um die Kinder, sind aber Ansprechpartner für alle rund 300 Bewohner der Siedlung und deren zahlreiche Probleme. Ist jemand krank oder ein Mädchen (meistens leider sehr jung) schwanger, geht Frau Hompoth mit ihr zum Arzt und kümmert sich. Sucht jemand eine Arbeit, ruft Lehel sofort die umliegenden Fabriken an und organisiert einen Job. Hat ein Kind Geburtstag, fährt er in die Stadt und besorgt Torte. Gibt es Probleme in der Schule, werden die Hompoths kontaktiert und alles geklärt. Das alles ist ein Erfolg aus acht Jahren Arbeit, und noch längst ist nicht alles getan.

Die „Roma-Mentalität“ und damit verbundene Integrationsprobleme.



Ursprünglich sind die Roma ein Volk der Wanderer und Kunsthandwerker mit langer Tradition. Heute sind die Familien, die ich kennengelernt habe „nur noch“ arme Menschen mit einer besonderen Lebenseinstellung. Vor einigen Generationen war es ihr Handwerk, Blechtöpfe, Instrumente oder Lehmziegel herzustellen und zu verkaufen. Davon konnten sie leben. Das Kunsthandwerk als Einkommensquelle und Beschäftigung ist verloren gegangen. Heutzutage gibt es auch hier alles im Supermarkt zu kaufen. Und wer baut schon noch ein Haus aus Lehmziegeln? Lesen und schreiben hat aber keiner gelernt. Den Eltern und Großeltern der Kinder fällt es sehr schwer, sich in unser System einzufügen. Sie haben keine Lust, jeden Tag zu arbeiten und können nur schlecht mit Geld umgehen. So hängen sie am Rande unserer Gesellschaft mit ihrer unangepassten Mentalität und ihrer verlorenen Kultur. Die Probleme häufen sich: Ungarisch ist ihre Muttersprache; in der Schule wird aber rumänisch gesprochen. Viele Mädchen möchten spätestens mit dem 13. Lebensjahr einen Freund und Kinder haben, können nichts damit anfangen, was in der Schule erzählt wird. Mangelnde Aufklärung führt später oft zu Drogen und Prostitution. Verdientes Geld wird zu schnell und an den falschen Stellen ausgegeben: Süßigkeiten und Fernseher, statt gesundem Essen und einem Badezimmer.

Die Integrationsarbeit ist schwierig, aber möglich

Das alles ist und klingt sehr kompliziert und ausweglos, besonders weil die Familien in ihrer Siedlung unter sich leben und die Arbeit von Lehel und seinen Mitarbeiter*innen nur auf sehr wenig lokale Unterstützung aufbaut. Der Schein trägt aber. Innerhalb von acht Jahren haben diese wenigen Mitarbeiter mithilfe des HDZ, der katholischen Gemeinde und des Bürgermeisters vor Ort bereits vieles erreicht.

Vergleicht man die Mentalität, das Benehmen und die Alphabetisierungsrate der Kinder mit denen ihrer Eltern, besteht Grund zu großer Freude. Ich habe selbst Deutschstunden gegeben und gemerkt, wie schnell sie lernen, wie gut sie schreiben und wie neugierig und intelligent sie sind. Traf ich die Kinder auf der Straße, kamen sie auf mich zu gerannt, um mich höflich und lieb zu begrüßen. Sie sind zwar arm, jedoch keineswegs mehr verwahrlost. Sie wissen, wie man ordentlich isst, Hände wäscht, Zähne putzt, Haare kämmt, aufräumt, den Tisch abräumt und gemeinsam spielt. Was ihnen nicht bewusst ist: Sie haben auch großen Einfluss auf das Verhalten ihrer Eltern. Als ich die Siedlung das erste Mal besuchte, hatte ich mich auf Schlimmes eingestellt, aber es waren solide Hütten, nicht schmutzig oder zerfallen, sondern schlichtweg klein und überbevölkert.



Einige Familien haben in ihren Hütten bereits Wasseranschlüsse und Badezimmer; sie werden sauber gehalten. All das geschieht (vielleicht auch indirekt) auf Drängen der Kinder. Dann tritt ein Dominoeffekt ein: Die anderen Kinder haben auch keine Lust mehr, sich im Stella Maris- Zentrum zu duschen, wo es alle mitkriegen. Sie bitten ihre Eltern ebenfalls, ein Bad zu bauen. Die Ansprüche der Kinder wachsen, und wenn den Eltern eines am Herzen liegt, dann sind es ihre Kinder. So beginnen sie, Geld verdienen zu wollen. Sie beginnen zu verstehen, dass die Kinder zur Schule gehen müssen, um es später leichter zu haben als sie. Auch die Kinder, besonders die Älteren, verstehen das. Die Hoffnung von Lehel ist, dass die Kinder irgendwann nicht mehr in der Siedlung wohnen möchten, sondern eine eigene Wohnung für sich und ihre Familie haben möchten. Wenn ich an einige dieser intelligenten und lebensfrohen Kinder

denke, kann ich mir das durchaus vorstellen. Das ist die harte Arbeit in diesem tollen Zentrum auf jeden Fall wert, denn jedes Kind sollte zumindest die Chance bekommen, sich für einen Zukunftsweg zu entscheiden.